
Sozialpsychologie der Arbeit

Rezension von: Marie Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit & Aufsätze und Essays*, hrsg. von Johann Bacher, Waltraud Kannonier-Finster, Meinrad Ziegler, Studien Verlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2019, 2 Bände im Schuber, 623 Seiten, gebunden, € 49,50; ISBN 978-3-706-55983-6.

Den HerausgeberInnen ist mit den zwei im Folgenden zu besprechenden Büchern von Marie Jahoda ein grafisch äußerst ansprechender Schuber gelungen. Aber nicht nur das: Die Auswahl der Texte führt auf elegante Weise in das Denken und Werk der Wiener Sozialpsychologin ein und macht Lust auf mehr.

Mit „Arbeitslose bei der Arbeit“ (übersetzt von Hans Georg Zilian) wird Jahodas erste empirische Untersuchung im britischen Exil wiederveröffentlicht. Wie bei ihrer Vorgängerstudie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ kommt auch hier eine Vielzahl an Methoden zum Einsatz. Von Familienstudien über teilnehmende Beobachtungen bis hin zu Statistiken wird ein Sozialexperiment im deindustrialisierten südwalisischen Kohlegebiet der 1930er-Jahre untersucht.

Einst eine Hochburg des Kohleabbaus, führte der Niedergang der Kohleindustrie in diesem Gebiet zu einer hohen Langzeiterwerbslosigkeit. Deshalb gründeten die Quäker ein genossenschaftliches Selbsthilfeprojekt. Dieses Selbsthilfeprojekt war ein Bedarfsdeckungsprogramm, in dem Arbeitslose, die dort arbeiteten, die produzierten genossenschaftlichen Produkte unter dem Marktpreis kaufen, gleichzeitig

aber auch weiter ihr Arbeitslosengeld beziehen konnten.

Die Ausgangsmotivation war die Überwindung der psychischen Folgen der Erwerbslosigkeit mit der dahinterstehenden Überzeugung, das freiwillige Arbeit zur persönlichen Entfaltung beiträgt.

Erwerbslose Kohlearbeiter (es waren nur Männer) unterschiedlicher Altersklassen arbeiteten in dem genossenschaftlichen Selbsthilfeprojekt der Quäker. Sie waren dem Selbsthilfeprojekt gegenüber aber nicht immer loyal. Jahoda berichtet von Diebstahl, dem Verkauf der produzierten Güter mit Gewinn, aber auch der Verschwendung von Arbeitsmaterialien. Oftmals verkauften sie die Produkte auch ohne Gewinn an ihre NachbarInnen, die nicht bei dem Selbsthilfeprojekt involviert waren. Diese schon länger bestehenden sozialen Bindungen waren stärker als die erst kürzlich etablierten mit dem Selbsthilfeprojekt. Es ist ein soziologischer Lesegenuss, wie Jahoda die Kohäsion unter den Teilnehmern des Selbsthilfeprogramms und das Gruppenbewusstsein in den verschiedenen Arbeitsgruppen analysiert. Der Gruppenstolz der Bäcker war beispielsweise am höchsten unter allen anderen Arbeitsgruppen. Sie hatten einen Sonderstatus, aßen als Gruppe getrennt von den anderen Arbeitsgruppen, hatten aber auch in ihrer Tätigkeit und der Arbeitsteilung einen engeren Kontakt miteinander. Die Mühlenarbeiter hingegen bildeten das Gegenstück: Sie arbeiteten verteilt auf mehrere Stockwerke, verbrachten wenig Zeit miteinander als Gruppe und vermissen die Erfahrung einer gleichzeitig aufgenommenen gemeinsamen Anstrengung.

Darüber hinaus stellte Jahoda fest,

dass die Denktraditionen der erwerbslosen Kohlearbeiter noch tief im damaligen industriellen System verwurzelt waren.

Dabei greift sie auf das Modell der Lebensphasen von Charlotte Bühler zurück. Diese wurde 1929 gegen breiten Widerstand zur außerordentlichen Professorin an der Universität Wien ernannt. Auch Marie Jahoda saß während ihres Psychologiestudiums in Bühlers Vorlesungen. Das Modell der Lebensphasen sieht den Menschen in verschiedenen Stadien, die er durchläuft: Beginnend bei der Kindheit und Adoleszenz, geht es über in eine Phase des Ausprobierens, bevor das Leben im dritten Stadium an stabilen Konturen gewonnen hat, um dann durch abnehmende Vitalität ins letzte Stadium zu gleiten, an dessen Ende der Tod wartet.

Jahoda zeigte, wie das industrielle System in mehrere dieser Lebensphasen der südwalisischen Kohlearbeiter eingriff. Die Phase des Ausprobierens beispielsweise war verkürzt, weil sie schon früh am Erwerbsleben teilnehmen mussten. Problematisch und für die Analyse des Selbsthilfeprojekts relevant war aber auch der Fall, dass Subjekte zu früh in die Phase der abnehmenden Vitalität glitten, z. B. als Folge von Erwerbslosigkeit. In ihrer Studie war es besonders diese Altersgruppe, die am unzufriedensten mit ihrem Leben war. Während die älteren erwerbslosen Kohlearbeiter durch das Selbsthilfeprojekt einen für ihr Lebensstadium entsprechenden Ersatz fanden, traf das auf die jüngeren Kohlearbeiter nicht zu.

„Mitglieder in diesem Stadium denken und sagen, dass sie ihre besten Jahre an das Programm verschwenden, statt mit normaler Arbeit ein nor-

males Leben zu führen. Sie wollen keinen Ersatz, sie wollen Wirklichkeit“ (S. 99). Sie sahen ihre Erwerbslosigkeit als Ausschluss aus der sozialen Welt, der nicht durch das Selbsthilfeprogramm getilgt werden konnte.

Diese Befunde bildeten eine wichtige Vorarbeit für Jahodas Konzept einer Sozialpsychologie der Arbeit. Während Erwerb im Kapitalismus notwendigerweise ein Ausbeutungsverhältnis inkludiert, blickt Jahoda darauf, welchen „Gebrauchswert“ Erwerbsarbeit für Lohnabhängige hat. Damit erweitert sie einen ökonomisch verengenden Blick auf Erwerb und holt die subjektiv empfundene Ebene hinein. Dieser Gedanke ist nicht nur sozialwissenschaftlich aufregend, sondern auch praktisch-politisch relevant, denn Ausbeutung findet oftmals unbewusst und gesellschaftlich legitimiert statt. Wo aber subjektive Ansprüche an Erwerb mit den tatsächlich vorfindbaren Bedingungen kollidieren, können Widersprüche politisiert werden. Dafür ist aber ein Verständnis dahingehend erforderlich, was Menschen an ihrer Erwerbstätigkeit überhaupt gerne haben, d. h. ein Verständnis ihrer Arbeitssituation unabhängig von politökonomischen Kriterien.

Dieses Verständnis beginnt bei Jahoda grundlegend damit, dass Arbeit heißt, Teil eines kollektiven Zusammenhangs zu sein. Dadurch ist man in kollektive Ziele und Anstrengungen eingebunden und erlebt sich als soziales, d. h. in Interaktion befindliches Wesen. Wenn Arbeit gesellschaftlich organisiert ist, dann deckt sie grundlegende menschliche Bedürfnisse ab. Das betrifft das Zeiterleben: Gesellschaftlich organisierte Arbeit strukturiert den Tag, die Woche, das Jahr und gibt so den Subjekten Halt und Orientierung. Sie

prägt aber auch den sozialen Horizont, denn dadurch gewinnen Menschen Kontakte und Einbindungen in unterschiedliche Gruppen und Zusammenhänge. In der alltäglichen Arbeit sind Menschen kompetent, sie lernen neues Wissen und überprüfen schon gelerntes. Menschen sind über gesellschaftlich organisierte Arbeit spezifisch in diese Welt eingebunden, bekommen einen Platz zugewiesen und erfahren sich als für andere nützlich.

Im Gesamten argumentiert Jahoda also, dass Erwerbsarbeit grundlegende soziale Bedürfnisse befriedigt; Erwerbsarbeit deshalb, weil „...in der Regel nur mehr die soziale Dimension des industriellen Lebens diese spezielle Einbindung in die Realität“ (S. 288) bietet. Wie Jahodas Rede auf dem SPD-Parteitag 1982 dokumentiert, war sie deshalb eine Befürworterin einer Arbeitszeitverkürzung und von gesellschaftlicher Umverteilung.

So sehr ihr Konzept der latenten Funktionen der Arbeit eine notwendige Perspektivenerweiterung für die Arbeitsforschung darstellt, so sehr verstellt dieses aber eine tiefgreifende gesellschaftliche Umgestaltung. Das gründet zum einen in einer unzureichenden Unterscheidung zwischen Erwerbsarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit. Wo Erwerbsarbeit gesellschaftlich organisiert ist und die entsprechenden menschlichen Bedürfnisse abdeckt, wird unbezahlte Reproduktionsarbeit vereinzelt in den Privathaushalten ausgeführt.

In welchem Verhältnis stehen diese Arbeitsformen, wenn Jahoda eine Gesellschaft einfordert, „... in der alle die Möglichkeit haben, in der Arbeit Gemeinschaft und Solidarität zu erfahren und sich in der Freizeit als Menschen voll zu entwickeln“ (S. 307)? Welche

Bereiche fallen dabei unter Freizeit: Sind es nur die Bereiche, die außerhalb des Lohnsystems stehen, oder sind es die Bereiche, in denen Menschen sich tatsächlich selbst widmen können? Laut ihr kann „... die utopische Idee von der Abschaffung der Arbeit“ (ebd.) nicht unser Ziel sein, denn arbeiten muss eine Gesellschaft immer. Hinter der „Abschaffung der Arbeit“ stand aber immer die Abschaffung eines spezifischen Zuschnitts, nämlich von Lohnarbeit. Die unzureichende politökonomische Einbettung von Erwerbsarbeit, welche die analytische Finesse des Ansatzes von Jahoda ausmacht, schlägt so politisch-praktisch in eine Perspektive um, in der die ökonomische Befreiung der ArbeiterInnenklasse hintenansteht.

„Aufsätze und Essays“ bietet auch noch eine Reihe weiterer interessanter Texte, die z. B. das Verhältnis von Sozialpsychologie und Sozialwissenschaften näher ergründen bzw. sich mit Antisemitismus- und Vorurteilsforschung beschäftigen. Klaus Taschwer beschreibt in seinem Vorwort Jahoda als eine Intellektuelle, die bestrebt war, ihre Erkenntnisse immer auch an eine nichtakademische Öffentlichkeit weiterzuvermitteln – ein grundlegender Bestandteil einer emanzipativen Wissenschaftskonzeption. Ihre Themenwahl, wie Autoritarismus oder Arbeitslosigkeit, waren Themen ihrer Zeit – und sind es bis heute noch.

Julia Hofmann und Georg Hubmann setzten in ihrem Nachwort das Werk von Jahoda in einen zeitgenössischen Kontext. Sie heben die Bedeutung ihrer „nicht reduktionistischen Sozialpsychologie“ hervor, in der die Analyse von Institutionen und Sozialstruktur mit der individuellen Handlungsebene und subjektiven Prozessen verbunden

wird. In ihrer Arbeit „... stehen stets die Menschen mit all ihren Bedürfnissen im konkreten Kontext der sozialen Umgebung im Mittelpunkt“ (S. 385). Die Schriften von Jahoda geben auch für heutige politische Entwicklungen Anhaltspunkte, um die Verquickung der strukturellen Ebene, z. B. in Form unsicherer Erwerbsarbeitsmärkte, und ihrer subjektiven Ausprägungen zu verstehen und darauf einwirken zu können.

Mit „Arbeitslose bei der Arbeit“ und „Aufsätze und Essays“ ist den HerausgeberInnen ein äußerst schön gestaltetes und informatives Schubert gelungen, der relevante Einblicke in das Werk einer der bedeutendsten Perso-

nen der österreichischen Soziologie ermöglicht. Die kurzen Einführungen zu den jeweiligen Beiträgen geben den LeserInnen eine ausgezeichnete Orientierung und fassen die zentralen Botschaften gekonnt zusammen. Die ergänzenden Essays und Kommentare (Meinrad Ziegler, Klaus Taschwer, Julia Hofmann, Georg Hubmann) sind eine großartige Ergänzung zu Jahodas Originaltexten: Sie stellen das Gelesene sowohl in einen historischen als auch gesellschaftspolitischen Kontext und helfen so, die Gedanken und Befunde von Jahoda systematischer einzuordnen.

Benjamin Herr